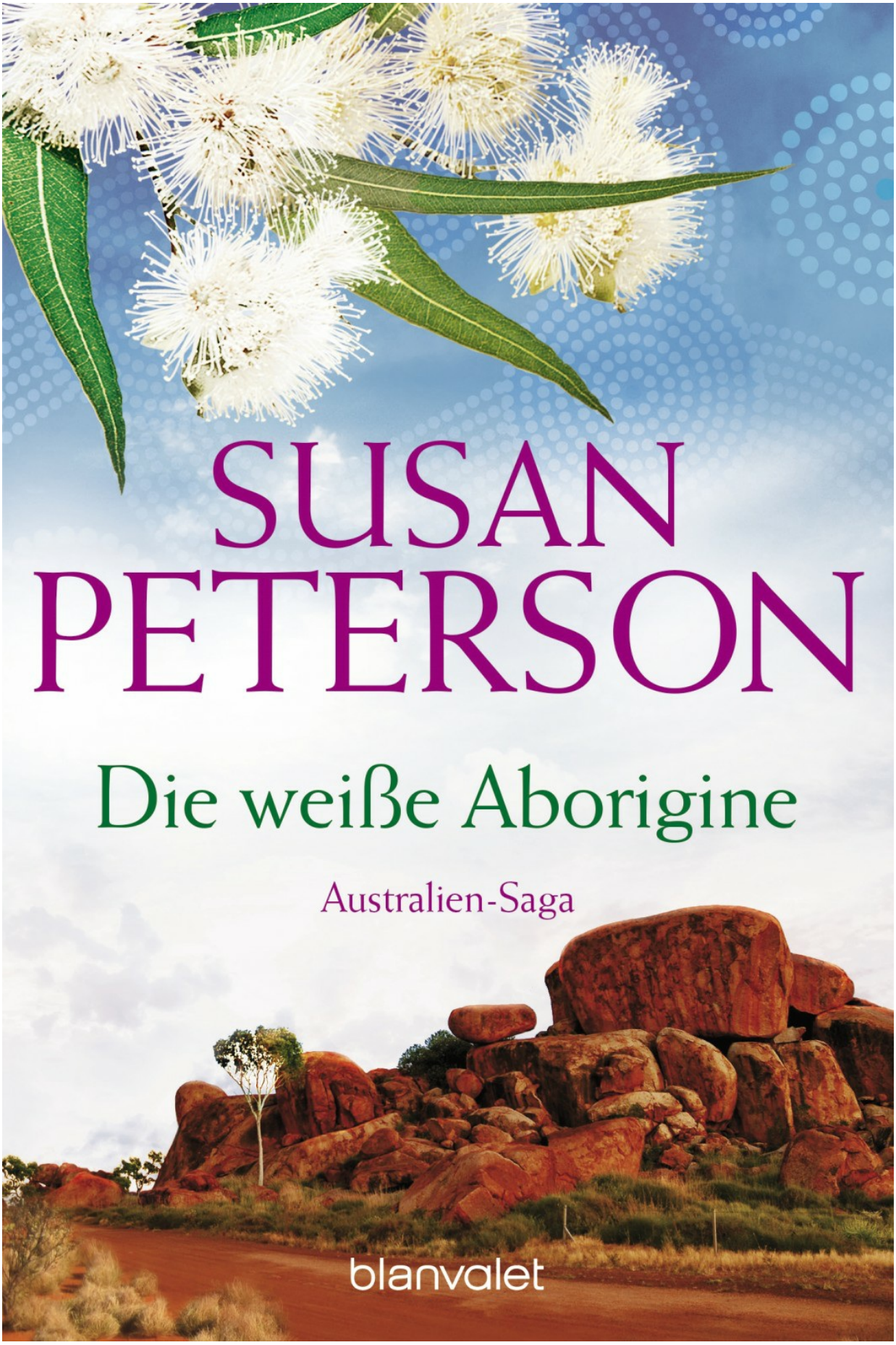
SUSAN
PETERSON
Die weiße Aborigine
Australien-Saga
blanvalet

selbst abzumachen. Ihr Vater hatte nie Zeit gehabt. Immer war etwas im Geschäft gewesen. Und ihre Mutter brachte bei aller Liebenswürdigkeit nur Interesse für ihre geliebte Musik auf. Clara hatte sich manches Mal gefragt, was sie bewogen hatte, ihre Karriere als Konzertpianistin für das Dasein als Frau des Optikermeisters Berkmann aufzugeben. Eine Zeit lang hatte sie versucht, ihre Träume auf ihre Tochter zu übertragen. Mit Grausen erinnerte Clara sich an die endlosen Übungsstunden und voller Dankbarkeit an Frau Meyer, die Klavierlehrerin, deren Verdikt: »Das Kind wird nie mehr als mittelmäßig; sparen Sie sich das Geld und der Kleinen und mir die Quälerei« ihr Martyrium beendet hatte.

Von da an hatte sie tun und lassen können, was sie wollte. Im Nachhinein fragte sie sich manchmal, ob ihre Mutter damals das Interesse an

ihr verloren hatte. Oder war es später gewesen, als sie mit der Handballmannschaft ihres Turnvereins praktisch jedes Wochenende ein Turnier bestritt?

Dort, im Verein, hatte sie auch Rieke kennengelernt, ihre beste Freundin. Beide auf ihre Art Außenseiter, hatten sie sich eng aneinander angeschlossen. Rieke hatte keinen Vater – jedenfalls kannte sie ihn nicht. Ihre Mutter, eine überzeugte Feministin, hatte sich künstlich befruchten lassen, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, woher das preiswerte Sperma kam. »Du hast keinen Papi«, hatte sie ihrer Tochter brüsk erklärt, sobald diese anfing, Fragen zu stellen. »Du hast mich. Wir brauchen keinen Mann.«

Clara erinnerte sich noch gut an das erste Mal, als die Freundin sie ins Vertrauen gezogen und ihr erzählt hatte, dass sie ein »Spenderkind« wäre: »Für

sie ist es alles wunderbar. Sie fühlt sich toll – die emanzipierte Powerfrau. Ich glaube, am liebsten wäre es ihr, sie hätte mich mittels Parthenogenese bekommen wie diese blöden Fruchtfliegen in Bio. Aber ich bin keine Fruchtfliege. Ich würde gerne wissen, woher ich die Hälfte meiner Gene habe.«

»Die unehelichen Kinder wissen das doch auch nicht. Oder adoptierte …«, hatte Clara eingewandt.

»Die haben alle eine Chance, es herauszukriegen. Bei den unehelichen ist es natürlich schwieriger, aber auf jeden Fall läuft irgendwo ein Mann herum, der der Vater ist. Bei mir ist da nichts als ein Reagenzglas. Es ist, als ob ich irgendwie künstlich wäre«, hatte sie versucht, es Clara verständlich zu machen. »Wenn Mum einen Liebhaber gehabt hätte oder einen Ex – dann wäre da eine reale Person. Jemand, der geredet hat und

gelacht oder geflucht. Wenn ich mir meinen Vater vorzustellen versuche, dann sehe ich immer nur eine Hand, einen Penis und einen Plastikbecher.«

Darauf hatte Clara nichts zu erwidern gewusst. Eine ganze Weile hatten sie schweigend dagesessen. Als Rieke schließlich das Schweigen gebrochen hatte, hatte ihre Stimme rau geklungen von unterdrückten Tränen: »Und weißt du, was Mum gesagt hat, als ich sie fragte, ob sie sich denn gar nicht dafür interessiert hätte, wer der Vater ihres Kindes wird?«

»Was denn?«

»Dass es doch bloß Sperma gewesen wäre.« Rieke hatte bitter aufgelacht. »Als sei Sperma eine Art Katalysator.«

»Vermutlich meint sie tatsächlich, es sei nicht wichtig.« Ihre eigene Mutter zeigte eine so erstaunliche Ignoranz den Naturwissenschaften

gegenüber, dass es Clara gar nicht so unwahrscheinlich erschien, dass Riekes Mutter sich einbildete, ihre Tochter ganz allein formen zu können. Wie einen Klumpen Ton. »Auf jeden Fall nützt es nichts, ihr jetzt Vorwürfe zu machen. Selbst wenn sie wollte, könnte sie dir keinen Vater aus dem Hut zaubern.«

Rieke hatte die Lippen so fest aufeinandergepresst, bis sie nur noch ein schmaler, blutleerer Strich in ihrem Gesicht waren.

»Wenn du magst, können wir eine Liste aufstellen. Von deinen Eigenschaften, die du nicht von deiner Mutter hast«, hatte Clara vorgeschlagen, um die Freundin irgendwie abzulenken. »Daraus könnte man dann so etwas wie ein Profil erstellen. Das ist besser als nichts, findest du nicht?«

Die Ablenkung hatte funktioniert. Rieke hatte